

9. Alexander von Hoffmann: Zwischen Faszination und Langeweile – Sport in den Massenmedien; in: Modellversuch Journalisten-Weiterbildung an der FU Berlin (Hrsg.): Der Satz „Der Ball ist rund“ hat eine gewisse philosophische Tiefe. Berlin 1983. S. 104.
10. Weidenbach, Jürgen: „Schlußpiff?“ – „Los!“ Praxis: So verbreitet der sid Informationen. In: Bürofachjournal Der Erfolg. 32. Jg. Nr. 1/2 1983. S. 12 – 15, dort S. 13. Dieses „Jubel-Artikel“ verschickt der „sid“ auf Anfrage an Interessenten.
11. Weidenbach. S. 13.
12. Hans-Dieter Krebs: Agenturen: Umstrittene Relaisstationen; in: Hackfort / Weischenberg. S. 103.
13. Jutta Bieling / Ingo Lamberty / Christoph Schreivogel: Sportberichterstattung und Nachrichtenagenturen: Der Sport-Informationdienst (sid). Seminararbeit an der FU Berlin, Institut für Publizistik und Kommunikationspolitik 1983 (unveröffentlicht).
14. Michael Darkow: Sport im Rundfunk. Sehgewohnheiten während der Fußballweltmeisterschaft 1982 und Ergebnisse einer gemeinsamen ARD/ZDF-Untersuchung; in: Media Perspektiven 1/83. S. 47 – 56, dort S. 52.
15. Ein Beispiel: Als am 17. April 1985 in Neuseeland die Auseinandersetzungen um die Südafrika-Tour des Neuseeländischen Rugby-Teams eskalierten, berichtete der sid beschwichtigend: „Neuseeländische Rugby-Tour verschoben“. dpa („Neuseelands Rugby-Team gegen Regierungswillen nach Südafrika“) und Reuters („Neuseelands Rugbyverband entscheidet sich für Südafrikatour“) nannten das Kind beim Namen. dpa und Reuters brachten zudem jeweils einen viermal so langen Text wie sid und damit auch wesentliche Hintergrundinformationen.
16. Elisabeth Noelle-Neumann und Winfried Schulz (Hrsg.): Publizistik. Frankfurt/M. 1971. S. 205.
17. Rudolf Großkopf: Klischierte Sprache im deutschen Sportjournalismus; in: Winfried Lerg / Michael Schmolke / Gerhard Stoll (Hrsg.): Publizistik im Dialog. Assen 1965. S. 68 ff.
18. Vgl. Krebs. S. 105.
19. Krebs. S. 107.
20. Weidenbach. S. 15.
21. Krebs. S. 106.
22. Wie dies funktioniert, soll am Beispiel des Internationalen Tennis Turniers in Düsseldorf vom 20. – 26. Mai 1985 gezeigt werden. Der sid machte schon im Vorfeld dieser Veranstaltung einen Riesenrummel und schickte eine Reihe von Meldungen, wer nun dort spielt und wer nicht. Dabei wurde kein einziges Mal vergessen, den Sponsor dieses Turnier – auch schon mal in Großbuchstaben – herauszustellen. Das Ganze heißt beim sid nur noch „Ambre Solaire World Team Cup“ in Düsseldorf. dpa vergleichsweise spart sich den Namen des Kosmetik-Herstellers, genauso wie dpa von der Baden-Württemberg-Rundfahrt der Radsportler und nicht wie der sid von der „Coca-Cola-Tour“ schreibt. Für solche bestimmten Veranstaltungen läßt der sid auch im Namen der Veranstalter „interessierte Kollegen“ vorab zu einer Pressekonferenz ein.

# Der Journalist als Sprachexperte?

## Sprachkritik in der Publizistik Von Wolfgang Krischke

Nicht nur Sprachkritik an den Medien findet statt, sondern auch Sprachkritik in den Medien selbst. Zum Beispiel in Form von Sprachglossen, denen durch den Satiriker Eckhard Henscheid ein literarisches Denkmal gesetzt wurde – in seiner „Trilogie des laufenden Schwachsinn“. Ein angemessener Ort?

„Im Sprachgebrauch der Medien gerät der sinnvolle und richtige Gebrauch des Konjunktivs ins Schlingern. Wenn der Modus der indirekten Rede nicht mehr gekonnt wird, wenn nach ‚als ob‘ der Indikativ grasst, wenn nicht mehr klar zwischen Tatsachenbericht und -behauptung unterschieden wird, wenn Konditionalsätze den Irrealis nicht mehr vom Indikativ zu unterscheiden vermögen, dann leistet Sprache nicht mehr, was doch ihr Sinn ist: die hochgepriesene Kommunikation.“

„Wir möchten in vorderster Front stehen im Kampf mit den die Sprache auslaugenden Umschreibungen von Tätigkeitswörtern, für die als Beispiel nur das ‚zur Durchführung bringen einer Veranstaltung‘ stehen mag.“

„Ich wage es wohl, ein privates Stilgesetz zur allgemeinen Norm zu erheben: Zwei Präpositionen hintereinander sind immer schlecht und sollten um beinahe jeden Preis vermieden werden.“

„Nehmen wir nur den bekannten Handkäs mit Maraschinokirsche – das ist etwa so, als wollte man die Wörter ‚Finesse‘ und ‚Raffinement‘, jedes für sich eine französische Köstlichkeit von Weltniveau, zu der knödeldeutschen ‚Raffinesse‘ zusammenschließen.“

„Das Monstrum ‚abqualifizieren‘, hybride bis in die Knochen, enthüllt die ganze Häßlichkeit des Zungenschlags.“

„Es ist, als hätten wir in unserer Sprache das Neonlicht angeknipst. Da flackert es nun und läßt keine Schattierung mehr zu.“

Einige Beispiele publizistischer Sprachkritik, entnommen den Sprachglossen von FAZ, Zeit, stern, Konkret und NDR, wobei die Titel die politische Breite des Medienspektrums anzeigen, in dem solche sprachbewertenden, oft genug auch behelrenden Artikel erscheinen. Gemein-



sam ist ihnen die meistens regelmäßige Erscheinungsweise und der Rubrikencharakter, also die Zuordnung zu einem festen Platz innerhalb der Zeitung, der Zeitschrift oder des Rundfunkprogramms.

### Wer, wo, warum?

Wer betreibt diese Sprachkritik? Manchmal sind es Lehrer oder Mitglieder von Sprachgesellschaften, manchmal auch hauptberufliche Glossenverfasser. Meistens aber werden die sprachkritischen Artikel in den Redaktionen selbst verfaßt, so auch bei den oben angeführten Medien. Was sind die Gründe dafür, daß die Sprache, das Transportmittel für Inhalte und somit das Werkzeug des Journalisten, selbst zum Gegenstand publizistischer Kommentierung wird, und zwar nicht nur einer gelegentlichen, sondern einer institutionalisierten wie bei den Kolumnen zu Politik und Wirtschaft? Was führt Journalisten dazu, Wörter als ‚verdorben‘ zu brandmarken, zum Kampf gegen die ‚Dativ-Seuche‘ aufzurufen oder Regeln zum Gebrauch des Konjunktivs zu verfassen? Und das in großem Umfang:



Nach einer vor einigen Jahren durchgeführten Untersuchung des *Instituts für deutsche Sprache* veröffentlichten 51 Tageszeitungen mit einer Auflage von insgesamt 6.745.000 solche Sprachglossen, 12 von ihnen regelmäßig. Dazu gehörten die *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, der *Kölner Stadtanzeiger*, der *Westfälische Kurier*, der *Bonner Generalanzeiger*, die *Stuttgarter Zeitung*, das *Darmstädter Echo*, der *Berliner Tagesspiegel*, die *Welt* und die *FAZ*. Wochenzeitungen und Zeitschriften waren der *Bayernkurier*, die *Zeit*, der *stern*, *Konkret* und das *Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt*.

Eine Angelegenheit versponnener Feuilletonisten ist Sprachkritik nicht. Sie wird von Journalisten aller Sparten betrieben und schlägt sich nicht nur in Glossen, sondern auch in Einzelartikeln, Aufsätzen und Buchveröffentlichungen nieder: von der „*Sprache der verwalteten Welt*“ des *FAZ*-Journalisten Karl Korn bis zu „*Wörter machen Leute*“ und „*Deutsch für Profis*“ von Wolf Schneider, dem ehemaligen *Welt*-Redakteur und jetzigen Leiter der Journalistenschule von *Gruner + Jahr*. Die Themen und Methoden der publizistischen Sprachkritik sind heterogen und differieren von Medium zu Medium und von Autor zu Autor. Konservative und moralisierende Kritiken, die oftmals einzelne ‚Mode-‘ oder ‚Fremdwörter‘ zum Gegenstand haben, finden sich neben Betrachtungen größerer sprachlicher Zusammenhänge – grammatische Strukturen und Kommunikationsabläufe –, die nicht mehr strikt an kodifizierten Schriftsprachnormen oder an der Literatursprache orientiert sind, sondern mit Kriterien der Kommunikationsökonomie und der Verständlichkeit zu arbeiten versuchen – ein schwieriges Unterfangen, denn was für den Sprachkritiker unverständlich ist, muß es für seine Leser noch lange nicht sein.

Ein Topos aber taucht in fast allen Bereichen der publizistischen Sprachkritik immer wieder auf. Er wird mit Ausdrücken wie ‚Technisierung‘, ‚Rationalisierung‘, ‚Reduktion‘ oder auch ‚Computerisierung

der Sprache‘ umschrieben. Diese Metaphern drücken ein Konglomerat von Befürchtungen aus: daß die allgemeine Bürokratisierung zu einer Schematisierung der Sprache führen und daß die wirtschaftlich-technische Entwicklung – auch das Vordringen der audiovisuellen Medien – und die mit ihr verbundenen soziokulturellen Veränderungen eine ‚Verarmung‘ der Sprache und der Sprachfähigkeiten nach sich ziehen könnten. Ausgegangen war diese Sprachkritik in den 50er Jahren vor allem von *FAZ*-Publizisten – prononciert von Karl Korn, dem Kulturredakteur und Mitherausgeber –, also von Mitarbeitern der Zeitung, auf deren Wirtschaftsseiten die Entfaltung der Produktivkräfte in der freien Marktwirtschaft immer ungeteiltes Lob erhalten hat und die heute zu den ersten Anbietern auf dem Privatfunksektor gehört. Ihre Art der Sprachkritik hat sich als dauerhaft erwiesen. Auch von politisch anders eingestellten Journalisten wird sie bis heute immer wieder vorgetragen. Daß sie Befürchtungen formuliert, die auch außerhalb der Redaktionsbüros bestehen, kann ein Exkurs auf den Kongreß „*Neue Medien und Lernen*“ zeigen, der im September 1984 von SPD-Bildungspolitikern und Einzelgewerkschaften veranstaltet wurde und dessen in einer Grundsatzerklärung unter dem Stichpunkt „*Reduktion der Schriftsprache*“ formulierte Thesen sich lesen wie eine Zusammenfassung und Präzisierung der Klagen in der publizistischen Sprachkritik über das entstehende „computerhafte Neudeutsch“.

#### Die Sprache und die ‚Neuen Medien‘

Nach Ansicht des Kongresses ist die „*Literalität*“, also „*die gewandte Kenntnis des Lesens und Schreibens*“ bedroht durch die neuen Formen der Telekommunikation, die zu einem Rückgang der Zahl der Schreibanlässe, damit der „*Schreibkultur*“ und damit wiederum allgemeinerer geistiger Fähigkeiten führen wird, denn „*Literalität zwingt zu geistiger Disziplin, schriftfreie Kommunikation verführt zu bloßer Beredsamkeit*“. In ihrer Pauschalität ist

diese Behauptung unsinnig, was immer man sonst für den Erhalt der Schreibkultur anführen mag. Belegt wird das durch den hohen Schwefelgehalt unzähliger Bücher, Hefte oder politischer Reden, die ja nur die lautlichen Realisierungen schriftsprachlicher Texte sind.

Andererseits kann mit geringen Mitteln der gesprochenen Sprache eine komplexe Kommunikation stattfinden, bedingt durch strukturelle Eigenheiten gegenüber der geschriebenen Sprache, z.B. bedeutungstragende Intonationsmuster, und bedingt durch die Besonderheiten der face-to-face-Kommunikation, die ja beispielsweise beim Bildtelefon gewährleistet wäre und die einen gemeinsamen und unausgesprochenen Situations- und Gegenstandsbezug ermöglicht und in der Inhalte auch über Gestik und Mimik vermittelt werden. Beredsamkeit oder Knappheit im sprachlichen Ausdruck und gar ‚geistige Disziplin‘ hängen ab von Dispositionen oder Intentionen der Sprecher, nicht von der Wahl gesprochener oder geschriebener Sprache. Daß diese gegenüber der gesprochenen Sprache einerseits und gegenüber der durch Bilder stattfindenden Bildschirmkommunikation andererseits höher bewertet wird, ist ebenfalls ein Charakteristikum, das die Bildungsexperten mit den publizistischen Sprachkritikern gemeinsam haben. Was in der *FAZ* als „*audiovisueller Zirkus der Epoche*“ erscheint, der durch Grammatik- und Sprachgeschichtsunterricht bekämpft werden soll, liest sich in dem Papier des Medienkongresses so:

„*Der Computer formalisiert die Kommunikation, der Fernseher visualisiert sie . . . Beim Fernsehen ist das Bild der Träger von Kommunikation. Gegenüber Wörtern oder Sätzen transportieren Bilder jedoch keine exakten Begriffe. Das visualisierte Ereignis suggeriert, daß es genau in der Form angenommen wird, in der es dargestellt ist . . . Das Fernsehen operiert mit visuellen Botschaften, die mehr an Gefühle und Stimmungen appellieren, während das Schulcurriculum eine hochentwickelte kognitive Verarbeitung verlangt . . . Verkabelung, Satelliten-Fernsehen und Heimvideogeräte lassen vermuten, daß schon in naher Zukunft die Bildkultur über die anspruchsvollere Wortkultur dominieren wird, zumindest quantitativ.*“

Es ist wahrscheinlich keine Frage, daß viele Fernsehsendungen nicht gerade die Fähigkeit zu kognitiver Verarbeitung oder präziser sprachlichen Ausdruck verstärken, und es ist sicherlich keine Frage, daß die Zahl solcher Sendungen sich demnächst vergrößern wird. Fraglich aber ist, ob es sich dabei tatsächlich um Eigenschaften handelt, die der mit Bildern ar-

beitenden Bildschirmkommunikation immanent sind, oder ob es nicht eher Merkmale sind, die abhängen von ihren konkreten rechtlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Denn prinzipiell können auch Bilder, als Zeichen, ‚exakte Begriffe‘, genauer gesagt: Begriffsinhalte, transportieren und selbstverständlich können sie auch „an Gefühle und Stimmungen appellieren“, wie Wörter und Sätze auch. Was jeweils geleistet wird, ist weitgehend abhängig von der Art, der Organisation und der Definition der Zeichen, wobei es unbestritten gravierende Unterschiede gibt zwischen sprachlichen Zeichen und den Bildern konventioneller Fernsehsendungen. Daß aber die „Wortkultur“ per se anspruchsvoller ist als die „Bildkultur des Fernsehens“ darf angesichts von *Perry Rhodan* oder *Frau im Spiegel* – um die harmloseren Beispiele zu nennen – doch wohl bezweifelt werden.

Aber auch die verschriftenden Formen der elektronischen Textverarbeitung werden mißtrauisch betrachtet, fürchtet man doch eine ‚Computerisierung‘ der Schriftsprache. Während sich bei der publizistischen Sprachkritik dahinter oftmals die Angst verbarg, die Maschine könnte eingegebene Sprachbestandteile verändern oder ‚rationalisieren‘ – dabei schienen sich unklare Vorstellungen über Textverarbeitung zu verbinden mit Assoziationen, die der Ausdruck ‚Programmiersprache‘ auslöst – hatte der Kongreß einen rationaleren und realitätsnäheren Ansatz.

*„So nützlich die Vorteile wie einfache Korrektur, Ergänzung und Vervielfältigung von Texten bis hin zur kostengünstigsten Produktion von Vorlagen auch sind: ein Textverarbeitungsgerät verführt zur bloßen technischen Montage von Bausteinen die schon im Speicher vorhanden sind, zum Teil von anderen Autoren stammen und nicht neu bearbeitet werden müssen – schon gar nicht in individueller Form. Nicht Auseinandersetzung mit Texten ist das Grundmuster, sondern Aneinanderreihung von Wörtern und Sätzen, Befolgen von Gedanken und Einrastern in Maschinensprache.“*

Ohne die soziokulturellen und soziopsychischen Gefahren, die die ‚Neuen Medien‘ mit sich bringen werden, herunterspielen zu wollen, ist doch auch bei diesem Kritikpunkt Skepsis angebracht. Die Montage von Textbausteinen ist kein Phänomen des Computerzeitalters. Rechtsurkunden oder Handelskorrespondenzen des Mittelalters und folgender Jahrhunderte stehen an Schematisiertheit vergleichbaren Texten von heute in nichts nach, nur daß damals die Versatzstücke aus dem Gehirnspeicher geholt wurden,

während sie heute der Computerspeicher bereithält. Daß persönliche Briefe (die in mancher Hinsicht normierter sein mögen als ihre Verfasser es sich träumen lassen) aus vorgefertigt bereitliegenden Formeln mechanisch zusammengesetzt werden, muß für die Zukunft auch dann nicht befürchtet werden, wenn sie am Bildschirm entstehen. Die Art der Textproduktion wird weiterhin von der Textsorte abhängen, nicht von den technischen Bedingungen der Verschriftung.

#### **Verumständlichmachung der Sprache?**

Während auf dem Kongreß noch eine für möglich gehaltene Zukunft skizziert wurde, meint die publizistische Sprachkritik schon seit langem, konkrete Auswirkungen auf die Sprache feststellen zu können. Sie bezieht sich dabei außer auf das Eindringen technischer Ausdrücke in die Alltagssprache auf Wortbildungen mit Affixen wie ‚-mäßig‘, ‚-bar‘, ‚ver-‘ und in erster Linie auf Phänomene, die in der Sprachwissenschaft als ‚Nominalisierungen‘ und ‚Funktionsverbgefüge‘ bekannt sind.

Der so bezeichnete Sprachgebrauch findet sich verstärkt seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Er hat sich zunächst im Verwaltungs- und Juristendeutsch durchgesetzt, was sprachökonomisch begründet war – der schwer verständliche Schachtelsatz wurde ersetzt durch eine Nacheinanderordnung von Nomina, die über Präpositionen und Genitivbeziehungen miteinander verbunden waren und eine Komprimierung und Aufgliederung in leichter erfaßbare Nominalgruppen er-

laubten. Folgende Beispiele mögen das verdeutlichen:

*„Gegen den Angeklagten wird, weil er sich einer Ungebühr schuldig gemacht hat, indem er, nachdem er wiederholt zur Ruhe verwiesen und ihm schließlich eine Ordnungsstrafe angedroht war, sich der Worte . . . bediente, gemäß § . . . eine Ordnungsstrafe von 10 M. festgesetzt.“*

*„Gegen den Angeklagten erfolgt die Festsetzung einer Ordnungsgebühr gemäß § . . . in Höhe von 10 M. aufgrund der Ungebühr seines Gebrauchs der Worte . . . nach wiederholtem Ruheverweis und schließlicher Androhung einer Ordnungsstrafe.“*

Diese Satz- und Wortbildungsmittel haben sich bald auch in anderen Bereichen des veröffentlichten Sprachgebrauchs durchgesetzt, auch in den Massenmedien, die ihn von Anfang an aber zugleich auch zum Gegenstand ihrer Kritik machten. Die Klage über „entsinnlichten Sprach- und Wortgebrauch“, die die *Frankfurter Rundschau* 1984 anstimmt, findet sich bereits vor 100 Jahren in den damals verstärkt aufkommenden Sprachglossen und Sprachartikeln, die die ‚ung-Seuche‘, die ‚Substantivitis‘ und die ‚Entbildung und Ingenieurisierung‘ (!) der Sprache kritisierten. Wenn der Linguist Rainer Wimmer auf die Interviewfrage, was er von solchen Tendenzen in der Mediensprache halte, antwortet, hier handle es sich um eine „unnötige Verkomplizierung und Verumständlichmachung“ der Sprache, so liefert er nicht nur ein Beispiel für eben diese Tendenzen, sondern er demonstriert zugleich auch die Diskrepanz, die bei ein und demselben Spre-



cher bestehen kann zwischen sprachkritischem Anspruch und tatsächlichem Sprechen.

### **Sprachkritik in den Medien an den Medien**

Diese Diskrepanz beschäftigt auch die publizistischen Sprachkritiker, die immer wieder auch die Sprache ihres eigenen Bereichs, der Medien, thematisieren. Für Eike Christian Hirsch, Redakteur im *NDR* und Sprachglossenautor für den Sender und für den *stern*, ist die Mediensprache ungenau und kompliziert zugleich und damit nicht in der Lage, Wirklichkeit angemessen zu vermitteln – eine Ansicht, die auch von dem Sprachkritiker und Chefredakteur der *Zeit*, Rudolf Walter Leonhardt, geteilt wird, der insbesondere in der Fernsehsprache eine „*ärmliche Sprachschule der Nation*“ sieht, in der Einflüsse aus Wissenschaft und Verwaltung die Nachrichtensprache ‚abstrakt‘ und ‚unspontan‘ machten.

Dramatisch zeichnet Wolf Schneider die Lage:

*„Die Sprache ein Chaos, die Lügner auf dem Plan, die Experten in Arroganz gebadet, viele Journalisten arglos gegenüber allend drei Übelständen – das ist die Basis, auf der wir Berufsschreiber die Verständigung darüber suchen müssen, wie wir mit der deutschen Sprache umgehen sollten.“*

Oft genug bildet die Sprache der eigenen Medien den Anlaß für die Einrichtung von Sprachkritik. Die Glossenreihe, die vor kurzem in der *Zeit* erschien und eine Tradition des Blattes aus den 60er Jahren wiederaufgenommen hat, war entstanden aus einer Sprachkritik, die im Zusammenhang mit Redaktionskonferenzen durchgeführt worden war. Die Glossen der *FAZ*, die fast 20 Jahre lang allwöchentlich im Politikteil der Wochenendausgabe veröffentlicht wurden, bis sie von 1976 an nur noch sporadisch erschienen, waren initiiert worden von der Wirtschaftsredaktion und hatten zunächst eine rein innerredaktionelle Zielsetzung. Sie waren zu Anfang nicht auf die Leser – bei denen man kein besonderes Interesse annahm –, sondern auf die Journalisten und Redakteure selbst hin konzipiert worden. Auf diese Weise sollten eine Institutionalisierung der Sprachkritik, damit eine sprachliche ‚Disziplinierung‘ und ein an einheitlichen Normen orientierter Sprachgebrauch erreicht werden, von dem man sich auch eine Erleichterung des Textverstehens versprach. Die Mitarbeiter sollten daran gehindert werden, die als unvollkommen angesehene sprachliche Form der eingehenden Nachrichten unbearbeitet zu

übernehmen und die Zeitung der ‚Sprachverwilderung‘ durch ‚Modeströme‘ zu öffnen.

Möglicherweise ist der Sprachkritik in den Redaktionen ein gewisser Erfolg beschieden: Nikolas Benckiser, ehemaliger Politik- und Sprachglossenredakteur der *FAZ*, und Gerhard Derr, Sprachglossenautor für die *Saarbrücker Zeitung* und verschiedene Agenturen, meinen, daß die Sprachkritiker bei einer entsprechenden redaktionellen Stellung den Sprachgebrauch einer Zeitung entscheidend mitprägen könnten, weisen aber zugleich darauf hin, daß gerade besonders qualifizierte Schreiber eine Abneigung gegen Spracherörterungen hätten und mitunter gerade explizit kritisierte Sprachphänomene am Leben blieben.

### **Schulmeistereien**

Eine wesentliche Antriebskraft für die publizistische Sprachkritik liegt sicherlich in dem besonderen journalistischen Umgang mit Sprache. Formulieren, Korrigieren und Redigieren als Teil des Berufs kann eine sprachkritische Sensibilität erzeugen, besonders bei solchen Journalisten, denen bereits die Schule eine Orientierung an Regeln und Terminologien des Grammatikunterrichts und an Normen der Literatursprache vermittelt hat. Das kann zu einer Ausbildung von Kriterien der ‚Sprachlogik‘ führen sowie zu einer Bevorzugung überlieferten bildungsbürgerlichen Sprachgebrauchs, verbunden mit einer Abwertung solcher Gruppensprachen, die außerhalb der Wertschätzung mitunter auch des Erfahrungsbereichs der journalistischen Sprachkritiker liegen. Negativbewertungen solcher Sprachbestandteile resultieren dann oft aus der Unkenntnis ihrer kommunikativen Funktionen und Wirkungen, also aus einem Nichtverstehen. ‚Deutsch‘ ist eben nur ein Sammelbegriff für eine große Anzahl unterschiedlicher Sprachvarietäten, die nicht von allen Sprechern gleich gut beherrscht werden – eine Erkenntnis, die sich ansatzweise in den „*Deutsch-für-Besserwisser*“-Glossen von Hirsch findet. Weit verbreitet ist bei der publizistischen Sprachkritik auch die Ansicht, daß ein Aufstellen und Befolgen expliziter Normierungen nicht nur notwendig ist für Texte, die zur Veröffentlichung bestimmt sind, sondern generell für die Ermöglichung sprachlicher Kommunikation – eine in dieser Allgemeinheit irrierte Annahme, da der Erstspracherwerb nicht als bewußtes Lernen von Grammatikregeln erfolgt und auch Sprecher ohne expliziten Sprachunterricht zu einer vollständigen Kommunikation fähig sind. Trotzdem

zieht sich seit über 100 Jahren die Klage über mangelnde Normativität durch die publizistische Sprachkritik. Eine zumindest theoretisch liberalere Haltung nimmt wiederum Hirsch ein. Er wendet sich gegen Regeln, die keine Relevanz haben für das Funktionieren sprachlicher Kommunikation und begrüßt die relative Toleranz der neueren „*Duden*“-Ausgaben (die für Schneider einer Kapitulation gleichkommt) und die nichtnormative Haltung der Sprachwissenschaft – eine seltene Position in der publizistischen Sprachkritik, die in der Regel die Beschränkung der Sprachwissenschaft auf empirisch-beschreibende Vorgehensweisen als „*permissiv*“ (Leonhardt), „*öde Mode des Deskriptivismus*“ (Schneider) oder gar als Beitrag zum Sprachverfall (*FAZ*) ansieht.

Hinzu kommt die Vorstellung, aufgrund des beruflichen Umgangs mit bestimmten schriftsprachlichen Textsorten für alle Bereiche der Sprache sowie für sprachtheoretische Fragen kompetent zu sein und darüberhinaus Verantwortung zu tragen für den allgemeinen Sprachzustand wegen des Vorbildcharakters, den der veröffentlichte Sprachgebrauch habe. Während Hirsch nur die „*Eigenständigkeit des Lesers und Hörers*“ fördern will, betrachten die *FAZ*-Journalisten die Sprachkritik als ein „*Amt*“, das ihnen a priori zusteht und Leonhardt, der zwischen „*Sprachmeistern*“, „*Gesellen*“ und „*Lehrlingen*“ unterscheidet („*die Meister dürfen die Formen zerbrechen*“), sieht eine konkrete Verantwortlichkeit besonders gegenüber Schülern, die die *Zeit* als Unterrichtsmaterial verwenden und gegenüber sozialen Aufsteigern:

*„Sogenannte Aufsteiger lesen die Zeit, weil sie hoffen, dort so angesprochen zu werden, wie sie dann weitersprechen können.“*

### **Politische Sprachkritik**

Ein anderer Grund für das Entstehen von Sprachkritik in den Massenmedien liegt in der Aufgabe des Journalisten, das Behaupten von Sachverhalten, Informationen über Sachverhalte und Meinungen zu Sachverhalten sprachlich zu kennzeichnen und zu unterscheiden. Hieraus kann eine generelle Problematisierung semantischer Eigenschaften von Sprache entstehen, insbesondere von einzelnen Wörtern, deren Bedeutungs- und Assoziationsgehalt oder deren Bezeichnungsfunktion unklar oder umstritten sind. So kommt es vor allem in Presstexten immer wieder vor, daß in das Sprechen über Außersprachliches ein Sprechen über die Sprache selbst eingebettet ist. Das kann implizit geschehen über das Setzen von

Anführungszeichen, das eine Distanzierung von bestimmten Wortgebräuchen signalisiert oder durch die Formulierung einer solchen Distanzierung: statt ‚a‘, ‚x wird als a bezeichnet‘ oder ‚sogenanntes a‘. Auseinandersetzungen um Wörter hat es in der Publizistik wie in der Politik immer wieder gegeben. Beispiele sind ‚Berufsverbot‘, ‚Aufschwung‘, ‚Gruppe‘ oder ‚Bande‘ im Zusammenhang mit der Baader-Meinhof-Gruppe. Berühmt sind die zahlreichen Varianten der sprachlichen Bewältigung der DDR, von denen sich die Gänsefüßchenlösung in der *Springer*-Presse bis heute gehalten hat. Daß dieser Sprachgebrauch Resultat sprachkritischer Überlegungen ist, machte Benckiser in einer Sprachglosse der *FAZ* deutlich:

*„Es wäre schlecht, wenn solche ‚Sprachregelungen‘ von oben kämen, aber es wäre auch schlecht, wenn durch politische Gemeinsamkeit verbundene Menschen sich nicht selbst eine sprachliche Disziplin auferlegten, denn mit den Bezeichnungen werden Begriffe übernommen, anerkannt. Von der Sprache her kann man sich, ehe man sich dessen versieht, überrumpelt werden . . . Und so ist es nicht überflüssig, manchmal das Wörtchen sogenannt hinzuzufügen, wenn von Wahlen in der sowjetischen Besatzungszone die Rede ist.“*

Sprachglossen sind also auch eine Herauslösung, Explizierung und Institutionalisierung einer politisch motivierten Sprachreflexion, die in vielen publizistischen Texten latent vorhanden ist. Dabei werden die Wirkungen einzelner Wörter oftmals überschätzt: diese sind nicht in der Lage, bestimmte Vorstellungen einzupflanzen, in Leser oder Hörer, die von Sprachkritikern oft als bewußt- und wehrlos dargestellt werden, die aber durchaus erkennen können, welche unterschiedlichen Bedeutungen Ausdrücke in unterschiedlichen Kommunikationszusammenhängen haben können – allein aufgrund der Tatsache, daß sie diese unterschiedlichen Zusammenhänge in den Medien kennenlernen. Euphemismen beispielsweise sind nur so lange wirksam, wie sie allein Vorstellungen über Sachverhalte bestimmen können, wie auch Lügen nur so lange aufrechtzuerhalten sind, wie der Lügner das ‚Informationsmonopol‘ hat. Bei einem Lügner aber ist Kritik an den Sprachbestandteilen als solchen verfehlt. Zu kritisieren ist ihre Verwendung in einem spezifischen Zusammenhang also ein spezifisches Verhältnis zur jeweiligen Wahrheit.

Oft wird die Grenze zwischen Sprach- und Sachreflexion verwischt: Wörter, die eine bestimmte Einschätzung von Realität re-

präsentieren, werden, je nachdem ob die Sprachkritiker eine solche Einschätzung teilen oder nicht, als ‚richtig‘ oder ‚falsch‘ gewertet, wobei implizit die eigene Sicht auf die Sachverhalte mit ihrer ‚richtigen‘ sprachlichen Erfassung gleichgesetzt wird. Die ebenfalls meinungsbedingte Kritik an anderen Meinungen wird nicht als solche, sondern als ‚Sprachkritik‘ geäußert, als scheinbar neutrales Korrektururteil über die Verwendung und Bildung sprachlicher Ausdrücke. So werden nicht politische Meinungen als solche gekennzeichnet und gegeneinander gestellt, sondern Sprache wird als ‚falsch‘ beurteilt und die politisch begründeten Meinungsäußerungen der Sprachkritiker erhalten einen überpolitisch-objektiven Anstrich.

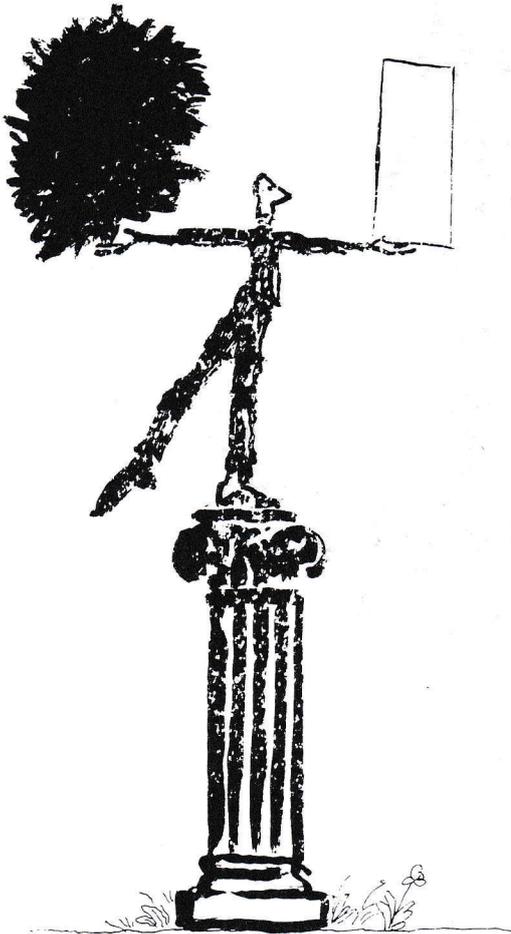
#### **Das „Wörterbuch des Unmenschen“**

Die politisch-gesellschaftskritische Reflexion auf Sprache, in der Regel auf Bedeutungs- und Assoziationsfelder einzelner Wörter, ist auch außerhalb der publizistischen Sprachkritik weit verbreitet.

Erinnert sei nur an die ‚semantische Offensive‘ der CDU in den 70er Jahren, die ihre Wahlniederlagen auf die ‚Besetzung der Begriffe‘ durch ihre politischen Gegner zurückführte. Bezeichnenderweise wurden diese Theoreme später für die Erklärung der zurückkehrenden Wahlerfolge nicht mehr herangezogen – sie verschwanden aus der Diskussion, um dafür jetzt bei Peter Glotz, dem Bundesgeschäftsführer der SPD, wieder aufzutau- chen.

Schon vor langer Zeit zum politischen Schlagwort von Rechts und Links wurde *„Wörterbuch des Unmenschen“*. Vielleicht lohnt sich an dieser Stelle ein Blick auf das, was ursprünglich damit bezeichnet wurde, nämlich eine Rubrik in der Zeitschrift *Die Wandlung*, in der von 1945 bis 1949 Sprachglossen veröffentlicht wurden, die später unter diesem Titel in Buchform veröffentlicht und von Ausgabe zu Ausgabe ergänzt und verändert wurden. Verfasser des *„Wörterbuchs“* war Wilhelm E. Süskind, Politikredakteur bei der *Süddeutschen Zeitung*, Gerhard Storz, der in den 50er und 60er Jahren





Kultusminister in Baden-Württemberg war und Dolf Sternberger, Politologieprofessor Sprachkritiker und ständiger Berater und Leitartikler der FAZ. Die im „Wörterbuch“ vertretenen sprachkritischen Positionen fanden Eingang in die FAZ-Sprachkritik, nicht zuletzt durch Sternbergers Mitarbeit dort und durch eine journalistikgeschichtliche Verbundenheit, auf die noch zu kommen sein wird.

In der FAZ wurde die Sprachglossenproduktion von insgesamt 18 Mitarbeitern getragen, die aus allen Bereichen und von allen Ebenen der Redaktionshierarchie kamen. Die Zeitung hat bis heute auch die höchste Frequenz an sprachkritischen Einzelartikeln, die des öfteren auch als Leitkommentare auf der Frontseite erscheinen, ein Indikator für den Stellenwert, den solche Themen dort einnehmen. Wie nur wenige andere Blätter hat sich die FAZ auch in sprach- und sprachbildungspolitischen Auseinandersetzungen engagiert durch publizistische Attacken gegen Orthographiereformpläne, deren Polemik nur von der *Welt* erreicht wurde und gegen modernere Konzepte des Deutschunterrichts, denen eine Erziehung zum „*Matsch aus verrotteten Dialekten und neudeutschem Slang*“ angelastet wurde.

Da die Art der in der FAZ betriebenen politisch-semanticen Sprachkritik bis heute Einfluß hat auf entsprechende Diskussionen in Publizistik und Politik, sollen

die Gegenstände und Methoden dieses Teilbereichs der Sprachkritik näher betrachtet werden: Sprache – in der Regel Einzelwörter – wird als Symptom für gesellschaftliche Verhältnisse angesehen. Dabei erfolgen die Postulierung solcher Beziehungen und die an sie geknüpften Bewertungen unsystematisch und willkürlich, je nachdem, was sprachkritisch begründet werden soll und welche Position das jeweilige Wort im politisch-moralischen Wertsystem der Kritiken hat.

Wörter wie ‚durchführen‘ oder ‚Einsatz‘ wurden als ‚Nazijargon‘ oder ‚unmenschliche Sprache‘ gewertet, obwohl sie weder von den Nationalsozialisten geprägte Wörter waren noch ausschließlich von ihnen verwendet wurden. In ihrer Extremform wurde diese Kritik auch auf grammatische Funktionswörter bezogen. Daß die Abneigung gegen solche Ausdrücke auf bestimmten Assoziationen beruht, wird nicht thematisiert. Den Wörtern als solchen und zugleich ihren Benutzern wird eine moralische Qualität zugeschrieben, und das Ergebnis ist die Verurteilung derjenigen, die Sprache und Wortgeschichte nicht in dieser Weise reflektieren. Statt nachweisbarer Kritik an politischen Einstellungen erfolgt eine Kritik an kontextisolierten Einzelwörtern. So hat es in *Konkret* und *Frankfurter Rundschau* Überlegungen zum Ausdruck ‚Bewegung‘ gegeben bezüglich der Frage, inwieweit sich aus der Tatsache, daß das Wort auch von den Nazis für ihre politischen Aktivitäten verwendet wurde, auf ähnliche latent vorhandene Strömungen bei den ‚Grünen‘ und ihnen verbundenen Gruppen schließen lasse.

Die daraus zu folgernde Frage, was dann wohl aus der Verwendung von ‚Partei‘ oder ‚Sozialismus‘ zu schließen wäre, macht die Absurdität dieser Vorgehensweise deutlich. Es ist unsinnig, den Wörtern selbst, als sprachlichen Zeichen und Instrumenten der Kommunikation, moralische Qualitäten zuzuordnen, und es ist auch nicht möglich, aus ihrer bloßen Existenz bereits Schlüsse auf Sprecher oder gesellschaftliche Verhältnisse zu ziehen. Was sprachliche Ausdrücke bedeuten und welche geistige Haltung sie repräsentieren, läßt sich einigermassen exakt nur bestimmen in den jeweils konkreten Kommunikationsabläufen, in denen sie erscheinen. Ausgangsbasis für Schlußfolgerungen kann also nicht Sprache als solche sein sondern nur Sprachverwendung. Die sprachkritische Sensibilität der Publizisten erweist sich immer wieder als selektiv und von politischen Interessen bestimmt. ‚Entartet‘ beispielsweise wurde zwar von Karl Korn als nazistisch belastet

gewertet, von seinen Sprachkritikerkollegen Sternberger und Benckiser aber nicht nur nicht kritisiert, sondern zur Konstruktion metaphorischer Bezüge verwendet, die implizieren, daß Sprache nach biologischen Kriterien der Artgemäßheit zu beurteilen ist. In derselben Weise hatten sich völkisch-biologistische Ideologien auf Kunst und Politik bezogen. Die FAZ, die problemlos aus der Existenz von Wörtern wie ‚formaljuristisch‘ auf terroristische Absichten linker Kreise schließen kann, hat Franz Josef Strauß‘ Rede von ‚Entartungserscheinungen‘ in der Kultur in Schutz genommen als bloß rhetorische Fehlleistung, dabei wäre hier ein Ansatzpunkt gewesen nicht für Kritik am einzelnen isolierten Wort als solchem, sondern an einer politischen Einstellung, die in dieser spezifischen Verwendungsweise des Wortes zum Ausdruck kommt.

Zwar hatten sowohl das „Wörterbuch“ als auch die FAZ-Glossen den Anspruch, ‚Reste der NS-Sprache‘ im Sprachgebrauch der BRD aufzudecken, doch die Wörter, die die Nazis den Wortschätzen entnommen hatten, die seit langem der politischen Werbesprache konservativenationalistischer Gruppen eigen waren, wurden nur in Ausnahmefällen behandelt und dann oftmals gelobt: so begrüßte Sternberger die Wiederverwendung von ‚Vaterland‘, dessen Rolle im Vokabular der zeitgeschichtlichen Entwicklung er ausblendete.

Zur Mystifizierung führt die Sprachkritik, wenn sie der Sprache eine eigenständige Wirkungskraft zuschreibt, die – von den Sprechern nicht intendiert – von einzelnen Wörtern ausgeht und außersprachliche Prozesse in Gang setzt. Die ‚Macht der Sprache‘ wird postuliert, die den einzelnen ‚überwältigt‘ und ‚die Wirklichkeit ins Bild preßt‘. Da ist die Annahme, über Wortkritik auch zu einer Veränderung von Sachverhalten kommen zu können, nur folgerichtig und ebenso die Gleichsetzung von Humanität mit humanistischem Sprachgebrauch. Eine wortmagische Einstellung findet sich in weiten Bereichen der publizistischen Sprachkritik. Die moralischen Beurteilungen von Sprechern stehen zu ihr in Widerspruch, denn ein konsequentes Ausgehen von einer solchen Annahme müßte zum einen die Forderung nach Euphemismen implizieren und würde zum anderen jede Kritik an Sachverhalten und Menschen ausschließen, da diese unter der Macht der Sprache ständen.

#### The medium is the message?

Was führt zu einer Sprachsensibilität, die umschlägt in einen Sprachfetischismus,

der sich auch in der liberalen (*Zeit*) oder linksliberalen Publizistik finden läßt, so in Hans Magnus Enzensbergers *Spiegel*-Artikeln zur deutschen Umgangssprache?

Zumindest für die Hauptvertreter und Vorreiter dieser Sprachkritik, die Autoren des „*Wörterbuchs*“ und der *FAZ*, lassen sich spezifische, journalistikgeschichtliche Ursachen ausmachen: Die bekanntesten Sprachkritiker wie Storz, Sternberger, Süskind, Korn, Benckiser und Friedrich Sieburg waren vor 1945 bei der traditionsreichen bürgerlich-liberalen *Frankfurter Zeitung* und bei der 1940 gegründeten, von Goebbels protegierten, Wochenzeitung *Das Reich* tätig gewesen. Beide Zeitungen maßen der Sprache und der Sprachreflexion einen hohen Stellenwert zu. Leitbild war ein an literarisch-humanistischen Normen orientierter Sprachkonservatismus. Bereits lange vor 1933 existierte in der *Frankfurter Zeitung* ein detaillierter Sprachnormkatalog, der Vorschriften zur Grammatik und zur Wortwahl enthielt. Der Stellenwert der Sprache erhöhte sich für diese Journalisten nach der NS-Machtübernahme. Sie gerieten wegen ihrer erzwungenen regierungskonformen Tätigkeit in Gewissenskonflikte. Da sie keine inhaltliche Opposition leisten konnten, versuchten sie, die Opposition in das Transportmittel für Inhalte, in die Sprache, zu verlegen. Sie postulierten die Sprache – genauer gesagt: einen an bestimmten Normen ausgerichteten Sprachgebrauch, die sogenannte ‚saubere Sprache‘ – als Distanzmittel gegenüber dem NS-Regime. „*Die Bewältigung der Sprache blieb den Redakteuren der Frankfurter Zeitung als letztes Mittel der Opposition, sie hob hervor aus der Vulgärsprachlichkeit der Anpassungs- und Überlebenspresse*“, schreibt der Zeitungshistoriker Paupié. Dieses „*gute Neuhochdeutsch*“ wurde einem Sprachgebrauch gegenübergestellt, der negativ bewertet wurde als „*Moderne*“ und „*Sprachwüste*“, in der die „*aus der Retorte gezüchteten Satz- und Wortmonstren*“ existierten, wie sie ein Redakteur im Rückblick beschreibt. Der Nationalsozialismus wurde auf diese Weise nicht interpretiert als Resultat spezifischer sozialer und politischer Entwicklungen, sondern als Bestandteil einer allgemeinen ‚Technisierung‘. Rein sprachlich-formale Merkmale, die sich aus einer Orientierung an bestimmten Stilnormen ergaben, wurden als Merkmale moralischer Qualitäten angesehen.

„(Die Sprache, W.K.) war noch sauber, wo sie Distanz spüren ließ und zwar sofern ein

*Widerspruch gegen den Inhalt nicht mehr möglich war, jedenfalls immer Distanz durch Stil, Syntax, Sprachklima.*“

Der humanistische Sprachgebrauch wurde schließlich mit Humanität ineins gesetzt:

„*Die alte FZ wußte, daß die Verteidigung der Humanität und die saubere, nicht verderbte, unkanalisierte Sprache ein und dasselbe sind.*“

Von 1935 bis zum Verbot der Zeitung 1943 veröffentlichten Sternberger und Storz eine sprachkritische Glossenrubrik, die den Titel „*Ein guter Ausdruck*“ trug und in der der Sprachgebrauch programmatisch zum Symptom charakterlicher und intellektueller Qualitäten der Sprecher erklärt wurde.

Auch im *Reich*, wo FZ-Journalisten wie Sternberger, Süskind und Benckiser beschäftigt waren, wurden Sprachglossen und sprachkritische Aufsätze veröffentlicht, und auch dort bemühte man sich um die ‚saubere Sprache‘ – ein Begriff, der auch in der Sprachkritik der Nachkriegszeit verwendet wurde.

„*Im bürgerlichen Habit pflegte die Zeitung jenen leisen Anflug von Snobismus, der in Wortwahl und Satzbau den Abstand zum Ausdruck bringt, in dem der gebildete Journalist über den Dingen zu stehen glaubt. Das nannte mein Freund ‚anständiges Deutsch‘, das wird weithin auch heute noch dafür gehalten. Was für eine gefährliche Sprache das ist, zeigte Das Reich in den Jahrgängen 1942/45 besonders gut, als seine Autoren die im Osten eroberten Gebiete mit deutscher Dichtkunst ‚erfaßten‘. Es fehlte nicht viel und sie hätten aus den Gettos Idyllen gemacht und aus verhungerten Russen die Vergänglichkeit alles Irdischen abgeleitet. Die Ästhetik des Idealismus, nach der das Schöne Ausdruck des Guten ist, schien solchen verantwortungslosen Formalismus zu rechtfertigen: wer anständig schreibt, ist ein anständiger Mensch.*“

Ein hartes Urteil, das Harry Pross fällt.

Aber vielleicht macht es deutlich, welche Denkfehler und Selbsttäuschungen die Gleichsetzung von Sprachgebrauch und menschlichen Qualitäten, die in der Nachkriegspublizistik von Sternberger bis zu Enzensberger betrieben wurde, enthält.

### Der Journalist als Sprachexperte?

Die Funktionen von Sprache in den unterschiedlichen Bereichen sind zu vielfältig und die Zusammenhänge zu kompliziert, als daß eine auf Pointen getrimmte Querfeldeinkritik, wie sie oft in der Publizistik betrieben wird, ihnen gerecht werden könnte. Mit unüberprüften Privatnormen der Ästhetik ‚Sprachmoral‘, und der Verständlichkeit kann ein adäquates Erfassen und Beurteilen von Sprachphänomenen nicht geleistet werden.

Experten sind sie also in der Regel nicht, die Journalisten. Vielleicht aber sind sie manchmal ‚Sensoren‘, besonders in ihrem Bereich, den Massenmedien, wo sie eher als andere etwas spüren und artikulieren, das eventuell eine gegenwärtige sprachliche Tendenz ist: eine ‚Verkomplizierung‘ des gesprochenen Alltagsdeutsch, die möglicherweise auch durch den Sprachgebrauch der Massenmedien mitverursacht wird und die nach Ansicht des Linguisten Peter v. Polenz inzwischen zu „*sprachpathologischen Stilschwierigkeiten*“ führt. Polenz’ Hoffnung, daß „*von der beherrschenden Rolle des Rundfunks und des Fernsehens in der Massenkommunikation . . . auf die Dauer vielleicht eine heilsame Rückwendung zur hörerbegrenzten Sprache*“ zu erwarten ist, wird von der publizistischen Sprachkritik jedenfalls gedämpft.

